

# Emily Segal



ROMAN

Matthes  
&  
Seitz  
Berlin



Aus dem  
Englischen  
von  
Cornelia Röser

Emily Segal

# **Rückläufiger Merkur**

Roman

Aus dem Englischen von Cornelia Röser



Matthes & Seitz Berlin

Man kann Merkur auch in modernen Begriffen fassen.  
Er ist der Modulator. Modulation ist das Prinzip, eine  
an sich zufällige, bedeutungslose Handlung mit  
Informationen aufzuladen.  
- Robert Hand

Erfahrung ist ein Witz.  
- Alice Notley

# Inhaltsverzeichnis

1. Werbungsphase
2. Riva, die Auralleserin
3. Ursprünge
4. Modedefantasie vom Y Combinator
5. Markenstrategie für Einsteiger
6. Mitläufertum
7. Bewusstsein/Kuchen
8. Die Konferenz
9. Gewaltig und weithin sichtbar
10. »Talking Bout My Generation«
11. Gleich und Gleich
12. Architektur
13. Memes
14. Ankündigung
15. Gemeinsames Vorwissen
16. Das Gegenteil von Fortschritt
17. Autofahren mit Jungs
18. Sant Ambroeus
19. Rekursive Pareidolie

20. Babys erstes Meditations-Retreat
21. Reflexionspause
22. Schimmern
23. Willkommen in der Zukunftsübelkeit
24. Zucken
25. Ausgehen
26. Japan
27. Drei Theorien
28. Enthüllung
29. Verhandeln
30. Blutmond
31. Kündigen
32. Das Gemälde
33. Die »Der Teufel trägt Prada«-Theorie
34. Ich habe geträumt, wir hätten im Auto rumgemacht
35. Gewisse Formen von Intelligenz
36. Gesichtsverlust
37. Bläschen
38. Vögeln Heiraten Töten
39. Baden gehen
40. Angst <> Erleichterung
41. Weihnachtsfeier
42. Halbgötter
43. In die Nacht (Taxi, bitte)

Anmerkungen

Danksagung

# 1. Werbungsphase

An dem Abend, als ich mich mit Seth im Restaurant traf, fuhr ich von Harlem mit der Linie 1 Richtung Stadtzentrum bis zur Canal Street und ging den Rest zu Fuß. Es war ein heißer Spätsommerabend, und die Luftfeuchtigkeit schlug in Regen um. Die Luft glitzerte, als ich aus dem Zug stieg, es roch nach Keller; auf den nassen Gehwegen spiegelte sich Neonlicht, und mich beschlich die Ahnung, dass ich kurz vor einem Zusammenbruch stand.

In jenem Sommer war ich in einer schlechten seelischen Verfassung (die ich als Nachlässigkeit tarnte) und trug einen schwarzen Hosenrock aus Nylon, der wie die Karikatur einer Männersporthose aussah, und dazu ein zerschlissenes, jahrzehntealtes T-Shirt, unter dem mein BH zu sehen war, und außerdem eine goldene Chai-Halskette, wie Elvis sie früher getragen hatte. Aus meiner Warte waren es kunstvoll verzerrte Proportionen, aus einer anderen sah es wohl eher nach träger, prädepressiver Butch aus. Das Chai war das jüdische Symbol für Leben. Als Elvis es trug, war er kurz vor dem Abnippeln gewesen. Der fette Elvis, den schon niemand mehr kannte - solches Wissen versank in meiner Generation in der Verdunkelung. Elvis war das, was die Beatles für die Generation unserer Kinder sein würden: der schwache Nachhall von Problemen

anderer Leute. Über all dem trug ich eine bis oben zugeknöpfte goldene Jacke, und noch darüber einen Plastikregenmantel. Die feuchte Luft kondensierte zwischen den beiden Jacken. Ich öffnete die Knöpfe der obersten Schicht, behielt die Kapuze jedoch auf und schob mir den Rest der Jacke hinter die Schultern, sodass eine Hälfte von mir klatschnass wurde.

Es war dunkel. Ich kam an den bereits geschlossenen Verkaufsständen der Canal Street vorbei. Durch die Ritzen in den Plastikwänden konnte ich Souvenirs für Touristen und billig bedruckte Babystrampler erkennen.

Ich weine nur bei hässlichen Menschen New York City  
Heute Nacht Party bei mir, bring was zu trinken mit New  
York City  
Hättest du nicht auch gern so eine sexy Mom New York  
City  
Keiner schläft, wenn ich nicht schlafe New York City  
New York City Prinzessin New York City  
Zu sexy für meine Windel

Das Restaurant für unser Treffen hatte Seth ausgesucht: das Rintintin. Was für eine Art Retro-Nostalgie sollte das darstellen? Als ich nach dem bronzenen Türknauf griff, sah ich ihn an der Bar sitzen. Durch die Rauchglasscheiben, von denen der Regen perlte, erkannte ich seine raspelkurzen Haare, die ansehnliche Nase und die winzigen Ohren. Ich rief seinen Namen, und als er sich umdrehte, rutschte sein Pullover auf den Boden. Aus irgendeinem Grund war er kein bisschen nass. Er kam aus einer trockenen Welt. Er bückte sich nach dem Pullover, und als er sich wieder aufrichtete, setzte ich mich auf den Barhocker neben ihm. Im Rintintin herrschte so eine neomodern-amerikanische Umami-Atmosphäre. In

cognacfarbenes Licht getaucht, verkörperte das Restaurant den Herbst, der noch vor uns lag. In dem klimatisierten Raum fing ich schon bald an zu frieren, was mich nur umso wachsamer machte. Ich lächelte. Unser Treffen hatte etwas Heimliches an sich. In jenem frühen Stadium wusste ich noch nicht, dass es ungewöhnlich war, Seth in einem Restaurant anzutreffen. Damals gab er sich noch wie ein normaler Mensch.

Es war knackig kalt im Restaurant. Am anderen Ende der Bar saß ein Dreiergrüppchen argentinischer Mädchen mit glänzend braunen Haaren und Unendlichkeitssymbolen an Cartier-Armbändern und tippte zum Klirren von Besteck auf Porzellan Textnachrichten. Seth sah gut aus, er hatte weit auseinanderstehende Augen, wie Kate Moss, breite Schultern und einen jungenhaft bequemen Kleidungsstil; trotz der Jahreszeit trug er drei Schichten schiefergrauen Fleece und schwarze Nike-Sneakers, die aussahen, als hätte er keinen besonderen Aufwand treiben müssen, um sie zu erwerben. Sein Auftreten war ein kleines bisschen femininer, eine Nuance weniger forsch als der Durchschnitts-Start-up-Gründer, und das gefiel mir. Das Klapphandy auf der Bakelit-Theke bettelte förmlich um einen Kommentar.

Ziemlich auffällig war, dass Seth an diesem Abend keinen Versuch unternahm, mich für eine Stelle in seiner Firma zu gewinnen. Stattdessen appellierte er an meine literarische und spirituelle Seite. Er fragte schlicht, ob ich an Gott glaubte, und sagte, er tue es. Dann empfahl er mir ein Buch - *The Journalist and the Murderer* von Janet Malcolm. Das Buch hatte einen großartigen Einstieg: »Jeder Journalist, der nicht zu dumm oder zu sehr von sich eingenommen ist, weiß, dass das, was er tut, moralisch nicht zu rechtfertigen ist.«

Mein Glas Rosé war schnell geleert. »Überleg doch mal, Segal«, sagte er. »Heute in einem Jahr könnten wir auf einer Jacht unseren Börsengang feiern.« Ich wusste nicht recht, ob ich etwas mit Börsengängen zu tun haben wollte, aber ich wusste sehr wohl, dass meine Geldsorgen manchmal so groß wurden, dass ich einen metallischen Geschmack im Mund bekam und mich hinlegen musste. Zu diesem Zeitpunkt waren sämtliche Mitglieder meiner Familie bereits von den steigenden Preisen aus New York City verdrängt worden. Ich hatte 583 Dollar auf dem Konto. Meine Krankenversicherung würde bald auslaufen. In Seths braunen Augen glitzerte der Hunger nach Anerkennung. Er war drei Jahre älter als ich und um Millionen reicher, aber dennoch wirkte er irgendwie jünger, behüteter. Ich musste an das Zitat eines Philosophen denken, dass man ab dem Moment, in dem einem die Augenfarbe von jemandem auffällt, nicht mehr in einem moralischen Verhältnis zu dieser Person steht.

Beinahe ein Jahr war vergangen, seit wir uns auf einer Innovations-Konferenz in München kennengelernt hatten, zu der ich als Teil einer Gruppe junger, technikaffiner Künstlerinnen und Künstler eingeladen worden war. Es war nur eine kurze Begegnung gewesen, sie hatte jedoch einen verwirrenden E-Mail-Verkehr ausgelöst, in dem er mich fragte, ob ich in seiner Firma arbeiten wolle, und ich nein sagte. So saß ich also nun, Anfang September 2014, zusammen mit Seth an dieser langen, gebogenen Theke und hatte sein Angebot, für ihn zu arbeiten, mittlerweile bereits zweimal abgelehnt.

Meine mehrdeutig unprofessionelle Aufmachung an diesem Abend war Teil meiner Haltung aktiver Ablehnung – die leise Hysterie der Disidentifikation. Meine übliche Verhandlungsstrategie des sanften Neins (zu allem nein

sagen, sich aber die Türen offenhalten) hatte ein Feuerwerk an uneindeutiger Kommunikation entfacht.

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser ablehnenden Haltung hatte ich sogar an einer Reihe von Vorstellungsgesprächen in seinem Büro teilgenommen. Seths Firma - mit dem Namen eXe - hatte ihren Sitz in zwölf Luxusapartments in einem Wohnkomplex an der Uferpromenade von Williamsburg. Eine kleine Bronzetafel an der Außenfassade des Gebäudes informierte den Betrachter, das ursprüngliche Fabrikgebäude sei ein Musterbeispiel für den geheimnisvollen Architekturstil des »Ägyptischen Modernismus« und hebe sich dadurch aus dem Meer an Neubauten in dieser Gegend ab. Wie ich später erfuhr, zählten zu den Mieter:innen Christina Ricci sowie Justin Biebers Pfarrer. In der Portierskabine im Foyer türmten sich Hunderte Pakete zu schwankenden Stapeln.

Ich hatte mich in der verspiegelten Decke des Aufzugs betrachtet und sah mich als großen, pinkfarbenen Mund auf einem Kopf mit dunklem Haar und Mittelscheitel, ein schwarzer Ölfleck auf der Bronzereflexion.

Oben, in einem der Firmenwohnzimmer, erwartete mich ein langer Tisch voller reich aussehender junger weißer Menschen. Sie behandelten mich nicht auf die übliche Art, mit Begeisterung oder irgendeiner Form von Interesse an meiner Arbeit. Wie sie auf ihre Laptops einhackten und die Blicke der anderen mieden, erinnerten sie mich an einen Trupp Beraterinnen und Berater von der Boston Consulting Group, mit dem ich in meinem früheren Berufsleben zu tun gehabt hatte. Alle trugen synthetische Stoffe. Lauter junge Männer und Frauen, die ich nur als Archetypen wiedererkannte. Bis auf die beiden dunkelhaarigen Gründer, Piet und Seth, die ich im Jahr zuvor auf der Innovations-Konferenz kennengelernt hatte, und meinen Freund Roman, der am College mit den beiden befreundet

gewesen war, kannte ich hier niemanden persönlich. Eine Gattung von Menschen, in der niemand im Einzelnen erkennbar war. Es hatte die Atmosphäre einer anonymen Filmbesetzung aus klugen Leuten, die nur selten vor die Tür kamen.

Während ich eine Präsentation meiner Arbeit lieferte, fühlte ich mich gehetzt und kam nicht richtig in den Fluss. Manchmal kann es entspannend sein, die Sätze einer einstudierten Rede aufzusagen. So ähnlich stelle ich mir Autofahren vor. Das nächste Wort, die nächste Folie. Einfach nur in der Spur bleiben. Man hört die Phoneme aus dem eigenen Mund kommen und sich aneinanderfügen. So klappte es dieses Mal nicht, aber ich erzählte ihnen von meinem Projekt. Wie wir das Kollektiv gründeten, wie alles begann und wofür wir am berühmtesten waren: das Meme. Es war eine hybride Interaktion, eine mutierte Kombination aus Pitch, Präsentation, Kennenlernrunde und ultrawichtigem Vorstellungsgespräch, begleitet von einem vagen Gefühl der Bestrafung.

Im Licht des Projektors tummelten sich graue Staubpartikel auf meinem Schlüsselbein, während ich von der Entstehung des Kollektivs berichtete. Es war kurz nach dem College gewesen, zur Zeit meiner ersten Anstellung bei einem PR-Unternehmen in Chelsea. Der Job hatte sich glamourös angehört, war es aber nicht gewesen. Von morgens bis abends musste ich Screenshots von Blogbeiträgen anfertigen und in ein Worddokument kopieren, während überall um mich herum der Pressenachwuchs gefeuert wurde. Nach ein paar Monaten überredete ich einen Freund, mir ein kleines Programm zu schreiben, das die Screenshots automatisch erstellte. Das funktionierte für eine Weile und bedeutete, dass ich den ganzen Tag Zeit hatte, mir mit meinem Freund Lyle Textnachrichten zu schreiben. Lyle war ein junger Künstler,

den ich noch aus der Schule kannte, und der ein neues Kunstprojekt unter dem Namen K-HOLE gründen wollte – benannt nach dem dissoziativen Gefühl, ausgelöst durch die Partydroge Ketamin, die zu diesem Zeitpunkt noch keiner von uns je probiert hatte. Noch drei weitere Leute waren mit von der Partie – Greta, Max und Jimmy – und manchmal chattete ich mit mehreren gleichzeitig, wodurch diese Tage schneller vorbeigingen. Durch Freund:innen in ähnlichen Jobs wie meinem, nur in der Markenstrategie statt in der PR, fielen mir in jenem Frühjahr einige Trendprognose-PDFs in die Hände. Wir fanden heraus, dass Unternehmen jährlich Zigtausende Dollar für die Abonnements solcher Berichte bezahlten, die in frechem, pseudo-soziologischem, quasi-künstlerischem Jargon über Strömungen im Wandel des Verbraucherverhaltens schrieben, mit Schwerpunkt auf jungen, urbanen Kund:innen sowie Künstler:innen in aufstrebenden Städten, das Ganze interpunktiert mit Emoticons. Dass diese unheimlich teuren PDFs schlicht per Mail an jeden x-beliebigen Trottel weitergeleitet werden konnten und dabei trotzdem exklusiv wirken sollten, versüßte uns die Sache nur umso mehr, zeugte es doch auf kuriose Art von der widersprüchlichen Sichtweise einer älteren Generation auf die Medien und deren intendierte Verbreitung.

Unsere Idee bestand letztlich darin, als Hommage an diese Texte unseren eigenen Trendreport zu erstellen und ihn kostenlos im Internet zu veröffentlichen – sozusagen im Geist von Fanfiction oder als eine Art Zine, wenngleich eines, das als Grundstruktur ein ziemlich obskures Konzernformat verwendete. Dieses Projekt widersprach schon von Beginn an der allgemeinen Lehrmeinung unserer Altersgenoss:innen, ebenso jener der älteren Künstler:innen und Schriftsteller:innen, die an unserem Firmament strahlten. Für sie war es normal, tagsüber

PowerPoint-Präsentationen für eine Anwaltskanzlei zu erstellen und abends eine marxistische Mal-Session zu veranstalten, ohne jemals zuzugeben, dass das eine etwas mit dem anderen zu tun haben könnte. Am allerwenigsten, dass die Gemälde von den Präsentationen inspiriert waren, wie ich manchmal den Verdacht hatte. Alles andere wäre als unschicklich angesehen worden. Bisher hatten wir vier Berichte geschrieben.

Das Ensemble nickte.

Die Vorstellungsgespräche gingen weiter. Auf das nächste Gespräch im nächsten eXe-Firmenwohnzimmer folgte wieder ein nächstes ... eine Reihe von Besprechungen in bizarrer gegenseitiger Überlappung. Zwei Männer hinter einem gläsernen Esstisch baten mich, eine fingierte E-Mail an den Salami-Snack Slim Jim zu schreiben, um sie als offiziellen Sponsor für die Online-Aktivitäten von eXe zu gewinnen. Ich hielt es für absolut ausgeschlossen, dass sie das tatsächlich von mir erwarteten, aber es ging alles so schnell, dass nicht genug Zeit blieb, den Witz als solchen anzuerkennen und darauf zu reagieren, und so tat ich es einfach. Im nächsten Gespräch fragte ein Entwickler mit einem Laserpointer mich immer wieder, wo auf verschiedenen Seiten der Website ich Nutzernamen platzieren würde. Alle wirkten lustlos und durcheinander. »Warum sollen wir überhaupt Marketing machen?«, war das Einzige, was mich Seths Mitgründer Piet fragte, wofür er für einen kurzen Moment den Blick von seinem Gekritzel hob. Zum Schluss zeigten mir Seth und Piet ein Video, in dem die beiden bei einer Konferenz auf der Bühne standen und Seth einer Frage des Moderators auswich, indem er sagte: »Wen interessiert schon unsere Monetarisierungsstrategie, warum sind *Sie* so besessen vom Geld?«, während man Piet hinter seiner

Schulter nicken sah. Ich stimmte zu, das sei ein toller Moment gewesen.

Als wir anschließend von einer Bank an der Kent Avenue aus aufs Wasser und die Skyline von Manhattan blickten, sagte ich zu meinem Freund Roman, ich würde auf gar keinen Fall in Betracht ziehen, in dieser Firma anzufangen. Roman war ein queerer Intellektueller, den ich seit vielen Jahren kannte. Er war bereits für 150.000 Dollar pro Jahr plus unbegrenzt kostenloses Essen angestellt worden und schrieb nebenbei Kunstkritiken. Auch er fand, der Tag sei ein Reinfeld gewesen. Diese Leute sind verstörend, sagte ich, die sind irre. Nichts gegen dich, aber diese Firma ist komplett durch. Tauben trippelten über die Pflastersteine. Der East River glitzerte. Roman drückte meine Hand - er strahlte und war voller Spannkraft, wie ein ägyptischer Hundegott. Als ich erschöpft zu meiner Bahn ging, zogen am Himmel Wolken auf.

Am selben Abend, in einer Galerie in Chinatown, sagte mir eine befreundete Künstlerin, ich hätte Glück gehabt, dass es nicht gut gelaufen sei. Sonst wärest du nur von einem von denen schwanger geworden, sagte sie. Du hättest in diesem Büro ständig Überstunden gemacht und nie irgendwelche anderen Leute getroffen und hättest aus lauter Langeweile angefangen, mit einem von denen zu vögeln. Und dann wärest du schwanger geworden. Es war ein erschreckendes, deutliches Bild. Ihr Blick strahlte eine anorektische Macht aus, und sie hatte immer mit allem recht. Doch als mich Seth am nächsten Tag in einer E-Mail um eine Gelegenheit bat, Feedback dazu zu bekommen, was bei den Gesprächen schiefgelaufen war, erklärte ich mich bereit, mit ihm etwas trinken zu gehen.

Nur ein Getränk. Es war das klassische Start-up-Manöver: scheitern und dieses Scheitern dann als Eintrittskarte für die nächste Aktion nutzen. Wir handelten

wohl beide nach dieser Logik. Bereits gescheitert zu sein, schuf eine gewisse Intimität, und die war der Grund, warum man im Umgang mit bestimmten Exfreunden ehrlicher sein konnte als mit jedem aktuellen Partner. Es war entspannend, wenn etwas schon zum Teil hinüber war.

## 2. Riva, die Auralleserin

An dem Montag, nachdem ich mit Seth ausgegangen war, suchte ich eine Auralleserin auf, um herauszufinden, was ich tun sollte – ob ich die Stelle bei eXe annehmen sollte oder nicht –, und um Insiderinformationen für den nächsten K-HOLE-Trendbericht zu bekommen.

Vom dazwischenliegenden Wochenende hatte ich einen schlimmen Sonnenbrand auf Rücken und Schultern. Ich war mit meinen Eltern in einem State Park in New Jersey gewesen, wo mein kleiner Cousin auf einem Pony reiten durfte und wir den Kerl aus *Ungeschminkt* ganz allein einen Hot Dog essen sahen. Den ganzen Nachmittag hatte ich grübelnd am Picknicktisch gehockt und war knusprig gebraten worden. Auf dem Weg zum Garment District, wo die Praxis der Auralleserin lag, spürte ich den Sonnenbrand schmerzhaft unter dem scheuernden Träger meiner Umhängetasche, einem tetrapakförmigen Nylonding, das unser Kollektiv für eine Ausstellung mit Merchandise-Artikeln von Künstler:innen entworfen hatte. Sie hatte einen silbernen Tragegriff und ein spezielles Logo, das man mit Nagellackentferner ablösen konnte. Wir hatten es absichtlich unfotografierbar gemacht, weil es auf dem Bildschirm wie der letzte Dreck aussah. Unser Logo war von Hand mit silberner Tinte in tausend

Graffitisprechblasen geschrieben und dann mittels Siebdruck auf müllsackschwarzes Nylon gedruckt worden. »Es soll ein Logo sein, das man aktiv entfernen *muss*«, hatte mein Kollektivkollege Max erklärt, während er mit seinem Notizbuch in unserem alten Atelier in der Grand Street saß. Das Atelier befand sich in einem Fabrikgebäude, und wir hatten dort eine alte Tür auf Sägeböcken, einen riesigen Kaktus, Blick aufs Empire State Building und einen miesen französischen Graffitikünstler eine Etage tiefer, der womöglich als Inspiration für die Tasche gedient hatte. Im Treppenhaus Reihen von schweren roten Metalltüren. Tief über den Sägebocktisch gebeugt, hatte Max - ein attraktiver House-DJ aus dem mittleren Westen, sehr entspannter Vibe - den Namen unseres Kollektivs immer wieder in sein liniertes Notizbuch gekritzelt, während Lyle, in Uniqlo-Hose und Final-Home-Kapuzenjacke, die ihm von den Schultern gerutscht war und halb auf den Ellbogen hing, die rechten Winkel der Bodendielen entlanglief. Lyle hatte wunderschöne lange, halb chinesische, halb italienische Haare und ein markantes Gesicht, er war eines der großen Liebes- wie Hassobjekte meines Lebens. Dieser alte Freund also war nie davon überzeugt, dass wir überhaupt etwas machen sollten, und bei dieser Tasche ganz besonders nicht, warum machten wir die? Im Hintergrund schnitten unsere Modedesign-Atelierkolleg:innen Stoffe zurecht (schwarzer Krepp und fiese Mohairwolle in Meige) und Modelle hatten ihre Brüste ausgepackt, es waren schlichtere Zeiten damals. Ich holte mir ein paar Straßen weiter gefüllte Pfannkuchen mit Frühlingszwiebeln und geschnetzeltem Schweinefleisch, von denen das Fett durchs Wachspapier troff, und sah mir auf dem Rückweg zum Atelier die Chinatown-Auslagen an, ein Einkaufstrolley aus Stoff, bedruckt mit Minnie-Mäusen, pinke Badelatschen, auf

denen in Strasssteinen CINEMA stand, falsche Caterpillar-Boots aus echtem schwarzen Wildleder und sieh nur! ein chassidischer Jude mit Schläfenlocken, händchenhaltend mit einem braungebrannten Mann mit nacktem Oberkörper und einem Papagei auf der Schulter. Nee, Quatsch, ich hasse solche New-York-Details, das ist bis zur Perversion abgedroschen, dieses Horten von Spezifika, was auf irgendeine mysteriöse Weise mit dem rotkehlcheneiblauen Restaurant an der Straßenecke zu tun haben soll, dem PIZZA BEACH (mit dem Slogan »unter der Pizza der Strand«), und dann stiefelte ich mit Schweinefett auf den Lippen, in einem exklusiven schwarzen Hoodie und Bomberjacke die Betonstufen zum Atelier hinauf. In diesem Treppenhaus hing ich so hübschen Wahnvorstellungen nach wie: »Ich bin das coolste Mädchen in ganz New York« - und stand kurz davor, vom Universum eins übergebraten zu kriegen.

Jetzt betrog ich diese Gruppe, indem ich mit dem Gedanken spielte, den Job bei eXe anzunehmen, was mich von ihnen trennen würde. Immer wenn ich mich einem kritischen Punkt näherte, suchte ich eine Möglichkeit, auf die Bremse zu treten. Dieses Betrügen war eine Art, mir Privatsphäre zu verschaffen, einen geheimen Raum, von dem nur ich allein wusste, was darin vorging. Es war ein bisschen wie in Träumen von meinem Elternhaus, in denen ich geheime Bereiche des Gebäudes entdeckte, die schon immer existiert hatten. Die Beziehung zu meinen Kollektiv-Kolleg:innen war nicht romantischer Art - es war etwas viel Schlimmeres. Es war die längste nicht-familiäre Beziehung meines Lebens, und nun spürte ich, wie ich mich allmählich daraus zurückzog. Ich wusste nicht, ob das generationstypisch war oder etwas für mich Spezifisches, dass keine andere Liebe je so tief gegangen war wie diese Kollaboration.

Noch komplizierter wurde alles dadurch, dass wir in diesem Sommer an einem Projekt arbeiteten, das bei mir große Ängste auslöste. Das Projekt: Wir hatten den Auftrag bekommen, einen privaten Weißprodukt-Trendbericht zum Thema *Planetary Computing* für ein Unternehmen zu schreiben, der nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. Nennen wir ihn K-HOLE 4,5. Der Abschnitt, den ich übernahm, behandelte das Phänomen des rückläufigen Merkur als Zusammenfassung des aktuellen Zeitgeists: einer Informationsökonomie im dauerhaften Stöorzustand. Als ich mich dransetzte und etwas über Energie schreiben wollte, blieb ich stecken und musste feststellen, dass ich keine Ahnung hatte, was das Wort eigentlich bedeutete. Die semantische Landkarte erstreckte und dehnte sich in alle Richtungen, die Topologie war so groß und vielfältig, dass sie jede Bedeutung verlor – »die Kapazität, Arbeit zu leisten«, gut, aber wo war da der New-Age-Aspekt, und warum bekam ich nie eine klare Antwort? Rückläufiger Merkur war ein Aspekt soziopsychischer Energie, wie er im Buche steht – traditionell definiert als die Phase, in der sich der Planet Merkur am Himmel rückwärts zu bewegen scheint. Selbst Menschen, die nicht an Astrologie glaubten, sagten inzwischen ständig seufzend »tja, rückläufiger Merkur«, wenn sie von der steigenden Intensität seiner Auswirkungen berichteten. Im Sommer war ich gestresst an den Serviceschalter gekommen – mein Flug nach Berlin ging *genau jetzt* vom JFK, und ich war verhängnisvollerweise zum falschen Flughafen gefahren. Die Airline hatte gerade mal wieder einen Skandal erlebt (toter Hund im Gepäckfach, kreischender, blutverschmierter Passagier, der aus dem Flugzeug gezerrt wurde), und die Mitarbeiter:innen waren ziemlich angespannt. Nachdem ich ihr mein Dilemma geschildert hatte, legte die Dame am Schalter die Hände flach auf den

Tisch und sagte todernst: »Es ist rückläufiger Merkur, Schätzchen.« Solche Vorfälle begannen sich zu häufen, und ich hatte das Gefühl, ich würde den Anschluss an den Wortschatz meiner eigenen Generation verlieren.

Zurück in New York, klagte ich bei einer Freundin darüber, dass ich nicht in der Lage sei, diesen Planetary-Computing-Bericht zu schreiben (er war wie Spülschaum in meinem Kopf), und sie empfahl mir die Auralerin. Riva war eine mittelalte jüdische Frau aus New Jersey, sie hatte eine Praxis in der City, quirliges braunes Haar und frostig-eisblaue Augen und trug Bernsteinschmuck aus dem MoMA-Designshop. Sie hatte an der Yale Drama School Shakespeare studiert und war außerdem hellichtig. Die Kombination dieser Talente kumulierte zu einer Form von Beratung, die sich von meiner zwar inhaltlich unterschied, nicht aber in der Form: Sie coachte Führungskräfte sowohl in betrieblichen als auch in energetischen Belangen. Ich rief sie von unserem Atelier in Chinatown aus an, wo ich mich zum Telefonieren in eine weißgetünchte Ecke zwischen Wischmopps und Besen kauerte, und erklärte ihr, woran ich arbeitete. Ich bräuchte eine Definition von Energie, und Sadie habe gesagt, sie, Riva, könne mir dabei helfen. Im Tonfall von jemandem, der *eine Menge* zu erzählen hat, sagte Riva am Telefon irgendetwas von » $e = mc^2$ «, und mir gefiel, dass sie in diesem ersten Gespräch so dick auftrug. Dass ich anderen ihre Geschwätzigkeit nachsah, war stets ein Anruf ans Karma, dieser Gefallen möge mir eines Tages erwidert werden. Ich fegte weiße Farbreste von den Schulterpolstern meines schwarzen Pullis und trug den Termin in meinen Kalender ein. Mein neuer Plan: Ich würde zweihundert Dollar von unserem Berichtsbudget in eine Lesung mit Riva investieren. Sie würde meine Aura lesen und mir dann alles über Energie verraten, was ich wissen wollte.

Als ich mich dem Haus näherte, in dem Riva ihre Praxis hatte, fiel mir auf, dass ich es bereits kannte. Im Erdgeschoss war ein Stoffgeschäft, in dem ich einmal gestöbert und eines der letzten Telefongespräche mit meinem Grandpa geführt hatte. Darüber befand sich ein koreanisches Wimpern-Spa, in dem ich mir mal Hunderte einzelner Nerzwimpern hatte ankleben lassen, um dann dem Typen, mit dem ich zu der Zeit schlief, vorzulügen, sie seien echt. Der Kerl war einmal in meiner Wohnung aufgetaucht und hatte zu meiner Mitbewohnerin gesagt »Hey yo Mann, was gehtn ab?«, und sein Slang hatte sie ziemlich verschreckt, und wieder mal war der Versuch, meine Beziehungen für mich zu behalten, in die Hose gegangen; ein anderes Mal hatte er ein vergammelndes Pastrami-Sandwich unter meinem Bett liegen lassen, und ich ging durch den Flur, der Aufzugknopf inmitten eines neonroten Leuchtrings, durch einen weiteren Flur bis zu Rivas Praxis. Bei ihr war noch eine andere Frau, eine leicht ungepflegte Südafrikanerin (blondierte Haare, ursprünglich gar nicht schlecht gemacht, aber es waren mehrere Zentimeter Ansatz zu sehen). Ich legte mein Aufnahmegerät auf den Tisch, ließ den Finger zögernd über der Taste schweben und fragte, ob ich mit der Aufzeichnung beginnen dürfe.

Klient/in: Emily Segal  
Auftragsnr.: TC1020939287  
Datei-URL: riva.m4a  
Länge: 101 Minuten (01:41)  
Transkriptor/in: Brittany H.

*Wie war Brittany? Wenn Sie dieses Transkript mit drei oder schlechter bewerten, wird Brittany H. in Zukunft nicht mehr für Ihre Aufträge eingesetzt werden.*

RIVA: Ich habe am Telefon diese Das-Magische-Auge-Bilder erwähnt, oder? Mit einer Aura ist es ganz ähnlich. Im Grunde sieht man die Lichtwellen, die von der Hautoberfläche abstrahlen. Wir alle haben sämtliche Farben des Spektrums in unserer Aura, aber manche Streifen sind breiter als andere. Das ist so individuell wie ein Fingerabdruck. Man nennt sie »Lebensfarben«. Im Grunde wird man damit geboren, sie bleiben ein Leben lang und sind so etwas wie ein energetischer Grundriss.

Die Kombination der Lebensfarben verrät uns etwas darüber, welche Rollen und Aufgaben sich am besten für Sie eignen, welche Arten von Beziehungen Sie vermutlich führen werden, welche Beziehungen gesund für Sie sind und welche eher schwierig werden. Manchmal kann ich Ihnen sagen, in welcher Branche und welcher Position Sie arbeiten sollten.

Kate, hab ein schönes Wochenende.

KATE: Danke. Das wird wohl [unverständlich 00:04:40]. Ich wollte nur schnell meinen Mann anrufen, dass er mich vom Bus abholt. Er hat gesagt: »Kate, du bist mit dem Auto gefahren.«

RIVA: Stimmt, das bist du.

KATE: Ich bin so vergesslich.

RIVA: Du bist mit dem Auto gekommen. Wo ist das Auto?

KATE: Ein paar Blocks entfernt.

RIVA: [unverständlich 00:04:53]

KATE: Ich weiß, wo es steht. Ich bin zu einer bestimmten billigeren Tiefgarage gefahren. Hier kostet es nämlich 45 Dollar. Ich war in einer für 20 Dollar.

RIVA: Ach du meine Güte.

KATE: Hat mich sehr gefreut.

EMILY: Gleichfalls.

KATE: Wunderbar, haben Sie einen schönen Tag.

RIVA: Na dann, Süße. Wir sprechen uns Sonntag.

KATE: Ach, weißt du was? Ich brauche den Schlüssel fürs Klo. Muss noch für kleine Mädchen. Sorry, geht nicht anders.

RIVA: Also gut. Lassen Sie mich diese Geschichte erzählen. Es kommt vor, dass es jemand in seiner Karriere so weit gebracht hat und so sehr darauf getrimmt ist, zu glauben, alles habe seine Richtigkeit, dass er, wenn man ihm sagt: »Nein. Vieles von dem, was Sie derzeit tun, passt absolut nicht zu Ihnen«, erwidert: »Aber ich bin richtig gut darin.« Es geht nicht darum, ob man in etwas gut ist oder nicht. Das bedeutet nicht, dass man darin sein volles Potenzial entfalten kann. Außerdem werde ich oft gefragt: »Kann man seine Lebensfarben ändern?«, und da antworte ich als Erstes: »Warum sollte man? Sie sind alle wundervoll.« Außerdem ist es ein bisschen ... Ja, es geht, aber es ist ein bisschen, als würde man sich einen Autounfall wünschen. Man muss es erzwingen, und man muss es jeden Tag aufs Neue erzwingen, und ich weiß nicht, warum man das wollen sollte. Was ist denn verkehrt daran, wie man ist? Also, ja, es ist möglich, aber es ist ein Kraftakt.

Mit diesem ganzen Hintergrundwissen sind wir jetzt beinahe bereit [unverständlich 00:10:12]. Ich schalte jetzt das Deckenlicht aus.

EMILY: Okay.

KATE: Also gut, Mädels. Ich bin jetzt wirklich weg und [00:00:16] alles nur, weil ich nicht [unverständlich 00:10:18].

RIVA: Fahr vorsichtig [unverständlich 00:10:22] du fährst ja schließlich. Also gut, ich werde jetzt [unverständlich 00:10:29]. Wenn uns diese Lichter nach einer Weile auf die Nerven gehen, schalte ich sie aus. Darf ich Sie um einen Gefallen bitten? Könnten Sie Ihren Stuhl ein wenig drehen, damit ich ... [unverständlich 00:10:41] ...

EMILY: So?

RIVA: In diese Richtung, bitte ... Genau, weil ...  
[überlagert/überschnitten 00:10:45]

EMILY: Soll ich mich hierhin setzen?

RIVA: Nein, ich schaue nämlich auf die weiße Wand hinter Ihnen. Ich brauche etwas Weißes hinter Ihnen. Ich werde nur kurz ... [00:10:53] Warum kommt mir das so ungewohnt vor? Ich glaube, der Tisch wurde verschoben. Okay, so geht es. Gut. Zuerst möchte ich gern, also, normalerweise warte ich ab, bis Ihre Energie, sozusagen, zur Ruhe kommt. Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen die meiste Zeit nicht in die Augen sehen werde, ich versuche nämlich, meinen Blick unscharf zu stellen. Okay. Also, erzählen Sie mir ein bisschen, woran Sie arbeiten, solange ich abwarte, bis Ihre Energie ihre Mitte gefunden hat.

EMILY: Also, vor drei Jahren habe ich in meiner alten Agentur gekündigt, bei der ich Markenstrategie gemacht und die Trendprognosen geleitet hatte. Zur selben Zeit habe ich eine Trendprognose-Gruppe mit dem Namen K-HOLE gegründet, die gleichzeitig Künstlerkollektiv und Beratungsunternehmen war und versuchte, die Brücke zwischen Kunst- und Wirtschaftswelt zu schlagen. K-HOLE wurde mit der Zeit immer größer und bekannter und bekam immer mehr Aufmerksamkeit. Wir erstellten unsere Berichte in Zusammenarbeit mit einem brasilianischen Unternehmen, das extrem bekannt wurde und irgendwann den Begriff »Normcore« prägte, was in den Medien riesig ...

RIVA: Ich habe keine Ahnung, was das ist.

EMILY: Das macht nichts. Wir wollten eine Art Coolness erschaffen, bei der es nicht darum ging, sich von anderen zu unterscheiden und so besonders und einzigartig wie nur möglich zu sein, sondern im Gegenteil ganz bewusst so oder so ähnlich zu sein wie andere. Ein paar Monate

nachdem unser Bericht erschien, kam ein Artikel heraus, der den Begriff auf Mode bezog, und daraus wurde diese Riesensache in den Medien. Wir bekamen Unmengen an Anfragen und fingen dann an, als Berater für viele der ganz großen Unternehmen zu arbeiten, die nach diesem großen Medienhype auf uns zukamen.

RIVA: Wie schreibt sich Ihr Kollektiv?

EMILY: K Bindestrich H-O-L-E. K-Hole.

RIVA: Warum heißt es so?

EMILY: Als das anfing, hatte noch keiner von uns das Zeug je genommen, aber der Name bezeichnet das Ketamin-Loch, die Erfahrung, die man auf der Droge Ketamin macht. Diese intensive, dissoziierte Perspektive. Ursprünglich hatten wir eigentlich eher über coole Bandnamen nachgedacht. Es war mehr so ein »Oh, das wäre ein cooler Name für irgendwas«. Eine Art Witz über die Strategie von Unternehmen, sich irgendwas aus der Jugend-, Gegen- oder Subkultur herauszupicken, um coole neue Ideen für die Firma zu entwickeln. Aber so weit würden Unternehmen nie ... sie würden sich nie nach einer Drogenerfahrung benennen ...

RIVA: Nein, das würden sie sicher nicht.

EMILY: Und deshalb war es sowas wie ein Witz darüber.

RIVA: Okay, super. Wenn ich Sie fragen würde, ob Sie heute Fragen haben, worum würde es in diesen Fragen gehen?

EMILY: Es gibt im Augenblick eine Menge Veränderungen. Ich habe mich gerade von meinem Freund getrennt. Wir haben zusammengewohnt, und jetzt sitze ich praktisch auf der Straße. Vorübergehend wohne ich bei einer Freundin in Harlem, während ich überlege, wie es weitergeht. Beruflich bin ich in einer verrückten Lage. Ich glaube, ich will mein Kollektiv verlassen [unverständlich 00:12:32] und für diese Firma eXe arbeiten. Sie wollen so